

Malerei im Herzogtum Luxemburg an ein größeres Publikum geht. Zum anderen aber erhält sich so die im Ergebnis „erfrischende“ Komplexität der historischen Sachlage in all ihren Facetten und verhindert gerade solche Simplifizierungen, die in der Kunstgeschichtsschreibung zu eben jenem blinden Fleck führten, der ihre Geschichte aus dem Blick verloren hat. Neben einer Bibliographie verzeichnet der Apparat die Kirchen sowie die Liste der religiösen Werke nach ihren Ikonographien. Ein Katalog der 40 ausgestellten Werke und ein Personenindex schließen diesen nützlichen Appendix ab.

Der Autor hatte mit gleich mehreren Schwierigkeiten umzugehen: Er musste die beschränkten Quellen in mehreren Archiven im In- und Ausland entdecken und kombinieren, die selten inventarisierten Werke aufstöbern und verfügte nur über punktuelle Publikationen. Wie Carême betont, macht die Arbeit nur mit einem gewissen „esprit transfrontalier“ Sinn. Diesen mag man den Akteuren seines Untersuchungszeitraums selbst zusprechen. Und wengleich der Autor das Qualitätsniveau der Malereien eher bescheiden und nur in Ausnahmefällen als hervortretend beschreibt, ohne stilistisch bildliche Eigenständigkeit oder Originalität, so verblüfft es dennoch, wenn die Luxemburger Malerei in der Wahl ihrer Vorbilder vor allem Meisterwerke der italienischen Renaissance (etwa Guido Reni, Raphael und die Carracci) oder diejenigen des Siècle classique (Le Brun, Rubens, Bloemert) rezipiert; François Boucher ist hier die Ausnahme. Doch damit unterscheidet sich die Luxemburger Malerei kaum von anderen Regionen, die abseits von oder zwischen den Innovationszentren der Kunst liegen. Allenfalls der Ort im Zentrum Europas mitsamt seiner Anbindung an den Habsburger Hof, mit Filiationen nach Belgien bzw. den Niederlanden und mit dem sich selbst wiederum auf Italien beziehenden Frankreich als Nachbar beförderte die hervorstechende Vielfalt der Einflüsse. Damit wird Henri Carêmes Arbeit auch Teil einer Neujustierung der Forschung, die seit etlichen Jahren unter dem Denkmodell von Zentrum und Peripherie Transfer und Appropriation neu denkt und dem bislang Unbeachteten ihre Aufmerksamkeit schenkt.

Markus A. Castor (Paris)

Stephan LAUX, „Quelque chose d’assez mystérieux“: Die gescheiterte Universitätsgründung in Trier 1945-1948. Motive, Planungen, Reaktionen (Publikationen aus dem Stadtarchiv Trier, 9), Trier: Verlag für Geschichte und Kultur, 2020; 239 S.; ISBN 978-3-945768-15-0; 29,90 €.

Das Foto auf dem Umschlag zeigt ein Türschild der „Universität Trier“ am Hauptmarkt der Stadt aus dem Jahre 1946. Sie blieb eine vergebliche und danach weithin vergessene Episode der unmittelbaren Nachkriegsjahre. Die Geschichte dieser Nicht-Gründung im ersten Corona-Jahr am privilegierten Professoren-Schreibtisch (berührend ist die Widmung an alle die, die sich damals tatkräftig einsetzten, S. 14) zu schreiben, war schwierig, wie der Blick auf Forschungsstand und die nur sehr begrenzt vorhandenen Quellen zeigt. In letzter Minute gelang noch die Einarbeitung des privaten Nachlasses von Dr. Aloys Fery (1892 – 1959), der damals zuständiger Referent im Trierer Regierungspräsidium war.

Die 1798 mit der Schließung der alten Universität eingetretene Lücke scheint in preußischer Zeit nicht sonderlich als schließenswert empfunden worden zu sein. Erst um 1930 gab es Ideen zu einer ‚katholischen‘ Universität; und im Zweiten Weltkrieg wünschte der Nationalsozialist Dr. Röder eine Universität in Trier als Kristallisationskern für den bewusst religionsfern gedachten „Kulturraum“ des „Mosellandes“, der bald „Deutsche Westmark“ hieß und auch das überfallene Luxemburg umfasste. Nach 1945 setzte die französische Besatzungsmacht, General de Gaulle voran (der nach 1919 mehrfach länger in Trier stationiert war), Nationalsozialismus und Preußen in eins und wollte eine Demokratisierung durch „déprussianisation“ einleiten. Anders als in Mainz gipfelten diese Bemühungen der Unterrichtsabteilung der Zivilverwaltung der französischen Zone unter Schmittlein in Baden-Baden aber nicht in einer Universität für Trier (im Archiv in La Courneuve könnte man dazu neben dem Bestand AC auch noch RP / Rhénanie-Palatinat prüfen, der auch Berichte der untergeordneten Stellen enthält).

Beteiligt waren viele, aber sie waren kaum wirklich engagiert; und es fehlte an Koordination. Bischof Bornewasser (manchmal irritierend als ‚Episkopat‘ umschrieben) und v.a. sein Generalvikar von Meurers haben die Universitätspläne mindestens nicht unterstützt, vielleicht auch hintertrieben. Als Mainz mit der Absorption des dortigen Priesterseminars in eine Fakultät schon gegründet war, hing die Deutsche Bischofskonferenz weiter der Vorkriegsidee einer intensiv katholisch bestimmten Universität an, aber nicht in Trier, sondern in Fulda oder Paderborn. 1948 erbat der Bischof schließlich in Rom die Genehmigung einer ‚insularen‘ Fakultät für Theologie, die seit 1950 getrennt von der heutigen Universität besteht (S. 136ff.).

In der staatlichen Verwaltung gab es neben dem eher initiativlosen Regierungspräsidenten Steinlein vor allem Dr. Fery, der aber als „Beauftragter“ eines amorphen „Gründungskuratoriums“ dem Plan möglicherweise durch Überaktivität unwillentlich schadete und dessen Spuren im Landesdienst sich, da er nicht Beamter war, schon 1948 verlieren. Er sammelte Bewerbungen von über 200 Kandidaten für Professuren (darunter der Luxemburger Camille Wampach, S. 162f.), und daneben die Namen von über 2.200 Studieninteressenten für die „Kaiser-Konstantin-Universität“ aus allen vier Besatzungszonen (auch aus der Sowjetzone, aber nicht aus Luxemburg, S. 172ff.). Sogar einen „Gründungsrektor“ (ohne Namensnennung) soll es gegeben haben, vom Gründungskomitee nominiert (S. 188) oder vom Regierungspräsidium (S. 103f.).

Das war wohl mit den französischen Stellen in Trier, aber nicht mit denen in Baden-Baden abgestimmt, und es erschien 1947 dem überraschten Schmittlein daher „völlig mysteriös“ (Fundstelle des Zitats im Buchtitel S. 104). Ein ganz früher Unterschied zur Universität Mainz ab März 1946 zeigte sich darin, dass in Trier das französische Militär keine einzige der vielen Kasernen entbehren konnte – damit allein war eine Universitätsgründung ohne Vorgängerinstitution in der weitgehend kriegszerstörten Stadt im Grunde schon unmöglich.

Aus der Stadtgesellschaft engagierten sich einzelne Personen, vor allem Gymnasiallehrer, aber eine klare Linie der Verantwortlichen in Stadtverwaltung

und Stadtrat ist nicht erkennbar. Das hatte aber sicher auch mit Prioritäten für den drängenden Wiederaufbau zu tun. Die meisten Konzepte teilten einen historischen Anspruch Triers als römischer Metropole und ältester Stadt Deutschlands. Die Universität sollte bei Fery die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt steigern und mit einer „Forschungsstelle für Arbeits- und Sozialpolitik“ aus durchaus christlich-katholischen Überlegungen in die Stadt hineinwirken (der Begriff „Marx-Institut“ fiel nur einmal, S. 111f.). Der Mediziner Brühl sah Trier als zum Westen gehörig an, wollte wieder an das abendländische Denken anschließen und dezidiert ein Bindeglied zwischen der Mitte und dem Westen Europas schaffen (S. 119ff.). Ein deutlich anderer christlicher Diskurs war der von einem organisch gestuften ‚Abendland‘, wie ihn konservativ und patriarchalisch grundiert und klar antimarxistisch Süsterhenn vertrat (S. 118f. und 154), Vater der rheinland-pfälzischen Verfassung und einer der Bewerber um eine Trierer Professur und bald darauf Kultusminister.

Als wirkliche Fehlkalkulation erwies sich die letzte Rettungs idee ab 1947 zur Errichtung einer Stiftung. Vom entstehenden Land wurden jährlich 2.000.000 Reichsmark vorausgesetzt; und die Stiftung sollte weitere 700.000 aufbringen aus Leistungen der Stadt, des Bistums (vertreten durch den Regens des Priesterseminars Wehr, später Rektor der eigenständigen Fakultät und Bischof, der einen dezidiert christlichen Charakter der Universität wollte) und von städtischen Mäzenen (die es nicht gab). Für solche jährlichen Leistungen wären Erträge aus einem astronomisch hohen Kapital nötig gewesen, womit sich aber niemand näher beschäftigt zu haben scheint.

Auch ein Misserfolg wie die Neugründung der Trierer Universität gleich nach dem Zweiten Weltkrieg hat viele Väter, doch ohne jeden Vaterstolz. Diese Geschichte angesichts der Quellenprobleme bei einem Nicht-Ereignis wie diesem herausgearbeitet zu haben, ist ein ganz großes Verdienst des Verfassers. Der Zufall brachte ihm noch kurz vor Drucklegung umfangreiche weitere Unterlagen von Fery ins Haus. Bei dem lobenswerten Bemühen um ihre – extrem späte – Einarbeitung kam es leider zu einigen Brüchen in Chronologie und Zusammenhängen, die vom Leser sorgfältige Lektüre verlangen. Aber welcher Wissenschaftler verschlösse sich dem wirklich?

Stefan Fisch (Speyer)

Manfred KONTZ, Robert Schuman. Eine Biografie in Zeitzeugenberichten, Paderborn: Brill/Schöningh, 2023, 644 S.; ISBN 9783506792877; 49,44€.

Biographie ou dossier de béatification de Robert Schuman ? Manfred Kontz, ancien directeur des études d'un lycée sarrois et vice-président de l'Institut Saint-Benoît créé en 1988 pour œuvrer à la béatification de Robert Schuman, mélange les genres avec cette biographie de Robert Schuman en allemand chez Brill Editions, d'après les « témoins de son temps ». L'ouvrage de 644 pages est composé de 47 courts chapitres de quelques pages chacun, narrants avec rythme la vie de Robert Schuman de façon chronologique, de l'enfance à son décès.